Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 19. 6. 1938 | Nr. 25

Der Johannistag in Brauchtum und Sage unserer Heimat.

I.

Die nachfolgende Zusammenstellung ist ein Auszug aus einer größeren Arbeit, die Professor Knoop, der beste Kenner der Posener Sagenwelt, der früher in Rogasen tätig war, über die Bedeutung des Johannistages in Brauchtum und Sage des Posener Landes geschrieben hat.

Wie zu Weihnachten, Neujahr, Ostern, Pfingsten, so haben auch zu Johannis der Vortag (Vigilientag) und die voraufgehende Nacht für das Fest Bedeutung. Im Kreise Znin sammeln am Vortage — also dem 23. Juni — die Weiber Kräuter auf einem fremden Felde und beräuchern damit ihre Küche in dem Glauben, daß sie dann dem Besitzer des Feldes die Milch wegnehmen und ihren eigenen Kühen zuführen (polnisch). Um das Verderben der Kuhmilch zu verhüten, wird in Brudzyn bei Janowitz am Tage der St. Johannisvigilie unter der Türschwelle des Viehstalles Thymian und Teufelsdreck (assa foetida) vergraben (polnisch. In Kujawien steckt man Birkenreiser vor der Tür in das Dach; dann haben die Hexen keinen Zutritt zu Stall und Haus (polnisch). Um das Vieh vor Krankheiten zu schützen, muß man drei Kreuze über die Türen der Ställe machen (Kr. Fraustadt), und im Kreise Kolmar macht man drei Kreuze an die Stalltüren, damit die Hexen nicht in die Ställe eindringen und das Vieh behexen können; denn solches Vieh muß eingehen (polnisch). In Wlawie und anderen polnischen Dörfern des Kreises Kosten legen die Leute vor dem Feste vor die Tür des Viehstalles eine Axt und eine Mistgabel in der Weise, daß beide zusammen ein Kreuz bilden. Wenn man das nicht tut, können am Johannistage die Hexen in die Ställe kommen und den Kühen die Milchstriche zuschnüren, so daß sie das ganze Jahr hindurch keine Milch geben. Das Haus schützen die Leute dadurch, daß sie es mit Erlenzweigen bestecken. Auf den Schornstein setzen sie einen Besen, damit die Hexen dadurch gehindert werden, zu den Mägden zu dringen, die gewöhnlich auf dem Boden ihre Schlafstelle haben.

Auch sonst tut der Besen, der ja aus den Zweigen der heiligen Birke gefertigt ist, seine Dienste. Man legt ihn vor die Stubentür und hindert so die Hexen, in die Stube zu kommen. Sie müssen über den Besen fallen. Auch die Mora, der Alp, kann nicht über den Besen fort (Sagenbuch S. 119). Die Linde ist ebenfalls ein heiliger Baum. Nach polnischem Volksglauben gehören Birke und Linde zu den Bäumen, unter denen die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Ägypten ausgeruht hat (Zeitschrift des Naturw. Vereins 11, 54). Deshalb kommt es selten vor, daß ein Blitz in die beiden Bäume einschlägt, und so schützen ihre Zweige auch das Haus gegen Blitzschlag. Auch gegen Hexen schützt die Linde. Damit sie in der Johannisnacht keinen Zutritt zu den Ställen haben und dem Vieh nicht schaden, bindet man die Tiere (Kühe) mit Lindenbast an, oder man bindet ihnen auch nur ein Band von Lindenbast um die Hörner. Auch wenn man am Abend vorher Lindenzweige über die Türen der Stallungen steckt, können die Hexen nicht hinein (polnisch aus Rogasen; Sagenbuch S. 90). Im Kreise Czarnikau binden abergläubische Leute Lindenzweige an die Hörner der Kühe, damit die Hexen die Milch nicht bezaubern, und auch auf das Feld tragen sie Lindenzweige, um dadurch die Hexen fernzuhalten (polnisch).

Es ist ja natürlich, daß im allgemeinen die Abwehrmaßregeln gegen die Hexen bis zur Mitternacht der Johannisnacht getroffen und erledigt sein müssen. Denn um 12 Uhr beginnt der Hexentanz, der Hexensabbat. Es ist eine böse Nacht, die Johannisnacht. Mit der ersten Hexenfahrt beginnt alle Heilkraft in der Natur zu schwinden (A. Szulczewski, Allerhand fahrendes Volk in Kujawien, S. 95).

Auf Besenstielen und Ofengabeln, ja auf Menschen und Tieren, manche sogar auf den eigenen Männern, reiten sie dem Blocksberge zu, der łysa góra, d. i. dem kahlen Berge. Dort versammeln sie sich entweder auf der Anhöhe selbst oder auf dem Hexenbaum, der auf der Anhöhe steht; dort führen sie ihre Satanstänze auf und beraten dabei, wen sie behexen, wen sie in die Hölle stürzen wollen (Sagenbuch S. 90). Gerade in der Johannisnacht sind nach polnischem Volksglauben die Hexen tätig.

Der frühe Morgen des Johannistages ist die Zeit, wo die Hexen ihre Zaubertränke brauen. Zu Gr. Slawsk (Liliendorf) in Kujawien lebte vor Jahren eine Hexe. Einmal am Johannistage ging der Nachbar frühmorgens auf seinen Hof. Da hörte er hinter dem Zaun etwas rauschen. Neugierig trat er hinzu, um zu sehen, was das sei, und da erblickte er seine Nachbarin, die Hexe, die ganz nackt hinter dem Zaun saß und Nesseln pflückte. Aus diesen brauen die Hexen ihre Zaubertränke. Als die Hexe sich verraten sah, verschwand sie in ihrem Hause. An dem Mann aber, der sie so bei ihrer Arbeit gestört hatte, rächte sie sich dadurch, daß sie ihn behexte. Er wurde krank, und außerdem kam sie an jedem Abend in seinen Stall und melkte ihm die Kühe aus. Er paßte ihr aber auf und traf sie eines Abends, als sie gerade mit der Milch nach Hause gehen wollte. Er versperrte ihr den Weg und stellte sie zur Rede; da goß sie ihm die Milch ins Gesicht und verschwand. Die Kühe aber, die von der Hexe gemelkt worden waren, gingen alle zugrunde (poln. Quelle). Auch in Mühlgrund im Kreise Strelno war eine Frau, die als Hexe berüchtigt war. In einer Johannisnacht ging ein Mann durch den nahen Wald und sah hinter einem Erdhügel ein Feuer flackern. Er ging nahe heran und erblickte bei dem Feuer eine große Kröte. Da er wußte, wen er vor sich hatte, hieb er mit dem Stocke auf sie ein; aber in demselben Augenblick verwandelte sich die Kröte in eine Frau, die ihn anschrie. Aus Furcht verließ er den Ort. Am nächsten Morgen wurde er krank und mußte sich zu Bett legen. Während der Krankheit erschien ihm die Hexe und sagte ihm, er sei deshalb krank geworden, weil er sie beim Brauen eines Zaubertrankes gestört habe (polnisch; Volkstümliches aus der Tierwelt Nr. 237).

Aus Studziniec bei Rogasen wurde berichtet: Wenn die Kühe keine Milch geben, so glaubt man, daß sie verhext sind. Um die Hexe herauszubekommen, verfährt man folgendermaßen: Man spaltet Eschenholz und bezeichnet jedes Stück mit einem Kreuz. Darauf errichtet man auf einem Kreuzwege aus diesen Holzstücken einen Scheiterhaufen; den muß der älteste Mann des Dorfes anzünden. Das ganze Dorf, außer den angesehensten Männern mit ihren Frauen, muß zu Hause bleiben. Wen man nun außerdem von den Dorfbewohnern bei dem Scheiterhaufen erblickt, der steht mit dem Teufel im Bunde und wird für den Urheber des Unglücks gehalten.

Es ist offenbar ein heiliges Feuer, das hier angezündet wird, um den schädigenden Dämon herauszufinden. Das beweist deutlich die Bezeichnung der Holzscheite durch das Kreuzeszeichen. Aber wie entsteht dies heilige Feuer? In den hölzernen Säulen am Vorbau alter polnischer Häuser sieht man noch vielfach gebohrte Löcher. Diese stammen aus früheren Zeiten und sind von dem Gemeindekuhhirten gemacht. Wenn es im Frühling Zeit war, die Kühe auszutreiben, so blies der Hirt sein Horn, ging dann an eines der Häuser, nahm ein Stück Holz und rieb so lange, bis das Holz brannte. Dieses nahm er mit und machte hinter dem Dorfe ein Feuer an. Die Frauen mußten ihm nun ihre Kühe zutreiben, also bei dem Feuer vorbeikommen, und diejenige Frau, die nicht bei dem Feuer vorbei konnte, war ganz sicher eine Hexe (Sagenbuch S. 78).

Mit den alten Feuern stehen nun die Johannisfeuer in engster Verbindung. Über ihre Ausübung in der Provinz wurde im Posener Sagenbuch S. 332 folgendes ausgeführt: „Am Johannistage werden in einigen Dörfern des Kreises Gnesen noch die Johannisfeuer angezündet. Die Jugend gibt sich die Hände und tanzt um das Feuer herum, springt darüber hinweg und treibt auch wohl die Schafe hindurch, damit sie nicht von Krankheiten betroffen werden. Man tut auch Wahrsagungen aus dem Feuer. Das Volk sucht ein Stückchen von dem brennenden Holze zu erlangen; demselben wird eine besondere Heilkraft zugeschrieben: es schützt das Haus vor Feuer und hält auch Krankheiten von dem Vieh fern." Mitgeteilt wurde mir noch, daß auch schon am Vortage von St. Johannis Johannisfeuer angezündet worden seien.

Wie das Feuer, so besitzt auch das Wasser reinigende Kraft, und so scheint denn auch seit den ältesten Zeiten mit der Feier des Johannisfestes ein Reinigungsbad verbunden gewesen zu sein. Schon der heilige Augustin kannte die Gewohnheit der Heiden, an diesem Tage zu baden und eiferte dagegen (s. Kehrein, Die zwölf Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte, S. 63; Elard H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 259). Der Gebrauch hielt sich bis ins Mittelalter. Ob das Schmücken der Brunnen am Johannistage eine fromme Erinnerung daran ist, oder ob es, wie Kehrein will, eine Beziehung zu dem Auftreten des Täufers enthält, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls findet sich diese Sitte heute noch in der Provinz Posen vor. Aus dem polnischen Dorfe Kaziopole bei Rogasen wurde mir berichtet: Am Johannistage werden noch an vielen Orten die Brunnen bekränzt. Die alten Leute sind der Meinung, daß man, wenn man an diesem Tage die Brunnen bekränzt, eine schöne Erntezeit haben wird und daß sich dann nach der Ernte das Feld bald wieder mit Gras und Blumen bedecken wird; denn es wird dann viel regnen. Auch sonst findet ein Bekränzen statt. In manchen Dörfern des Kreises Obornik windet zu Johannis der Kuhhirt jedem Stück seiner Herde einen Kranz und hängt ihm den um die Hörner. Diejenige Kuh, die ihren Kranz zuletzt verliert, erhebt er zu seiner Lieblingskuh, für die er zuerst sorgt. Ebenso windet auch der Gänsehirt für jede Gans einen Kranz und hängt ihn ihr um den Hals (deutsch).

Die Erinnerung an das Baden zu Johannis ist noch im Volke lebendig. Die Sage erzählt, indem sie Heidnisches und Christliches mischt: Einst lebte bei Tremessen eine gottlose Grafenwitwe, die drei erwachsene Söhne hatte. Als diese einmal an einem Johannistage baden gingen, geriet der jüngste in Gefahr zu ertrinken. Der älteste Bruder suchte ihn zu retten, aber vergebens; beide ertranken. Inzwischen war der zweite Bruder fortgeeilt, um Leute zur Rettung herbeizurufen; aber in der Hast eilte er gegen einen Stein, an dem er sich den Kopf zerschmetterte. Die Leute, die in der Gegend wohnten, leiteten nun von diesem Begebnis den Glauben her, daß an jedem Johannistage drei Personen ertrinken oder auf andere Weise umkommen müßten. Um daher den heiligen Johannes zu versöhnen, schlachteten sie in der Folge drei weiße Hähne unter einer dem Heiligen geweihten Eiche (Sagenbuch S. 32). Also der hl. Johannes leidet das Baden an dem ihm geweihten Tage nicht; es ist ja heidnischer Brauch. Etwas Ähnliches wurde aus dem Dorfe Schrimm im Kreise Birnbaum berichtet: Am Johannistage frühmorgens darf man nicht mit Schuhen auf eine Wiese oder ein Feld gehen, sonst erzürnt man den heiligen Johannes, und die Ernte wird dann nicht gut ausfallen. Das Volk glaubt nämlich, daß der Täufer Johannes in der Wüste auch ohne Schuhe gegangen sei, und deshalb leide er nicht, daß die Gläubigen an seinem Feiertage frühmorgens Schuhe tragen. Vielleicht ist aber auch an die heilkräftige Wirkung des Johannistaues zu denken, durch das Betreten der Wiese mit Schuhen oder Pantoffeln wird er vernichtet. Nach einem weitverbreiteten deutschen Aberglauben soll man am Johannistage nicht baden, weil sich da der Wassermann ein Opfer nimmt.

(Schluß folgt.)

Das Lichtfeuer loht!

Wir schreiten gen Morgen
Durch Abend und Nacht,
Wir hüten die Leuchte
In heiliger Wacht.

Wir schreiten gen Morgen,
Das Lichtfeuer loht —
Wir tragen das Leben
Durch Dunkel und Not.

Wir schreiten gen Morgen,
Wir fürchten uns nicht —
Im Osten steigt schimmernd
Das siegende Licht.

Käthe L. Kamossa.

Streit bei den polnischen Pfadfindern.

Bei dem letzten Treffen der polnischen Pfadfinder-Führerschaft ergab sich eine scharfe Opposition der national-katholischen Gruppe gegen die Leitung. Diese Gruppe warf den Pfadfinderbehörden vor, daß sie, obwohl dem Pfadfinderverband das Recht der Ausschließlichkeit zuerkannt wurde, das Bestehen der „roten Pfadfinderschaft" und des Verbandes der jüdischen Pfadfinder dulden. Ferner wurde die Pfadfinderzeitschrift „Brzask" wegen ihrer Linkstendenzen angegriffen. Auch wandte man sich gegen den Zirkel der Instrukteure „Bem", der sozialistische Elemente aufweist.

Deutsche Jugend bekennt sich zum ewigen Vermächtnis Weimars.

Baldur von Schirach über die musischen Kräfte unserer Zeit.

Reichsjugendführer Baldur von Schirach eröffnete im Deutschen Nationaltheater zu Weimar feierlich die Weimar-Festspiele der deutschen Jugend.

Die Feier begann mit der Ouvertüre zu Oberon, gespielt von der Staatskapelle des Nationaltheaters. Nach Liedern der HJ-Rundfunkspielschar München nahm der Reichsjugendführer Baldur von Schirach das Wort. Die Weimar-Festspiele der deutschen Jugend sind, so sagte er, ein glückliches Wahrzeichen der jungen Nation. Es liege nämlich für eine durch jugendliche Kräfte bestimmte Revolution eine besondere Gefahr darin, daß sie Überlieferungen kultureller Art und alte Traditionswerte leugne. Die Fähigkeit, sich selbst und anderen gegenüber seine geistigen Ahnen einzugestehen, sei ein untrügliches Kennzeichen menschlicher Größe.

Die nationalsozialistische Weltanschauung sei eine große Weltanschauung, weil sie von einer Persönlichkeit hervorgebracht sei, die im Vertrauen auf die unzerstörbare Macht ihres Ideals die Größe aller Ideale und Zeiten neidlos und selbstlos bewundere. Der Nationalsozialismus besitze in höchstem Maße die dankbare und freudige Bereitschaft, das große Vergangene zu pflegen und selbst da, wo die eigene Überzeugung mitunter zweifeln möchte, trotzdem in Verehrung und Liebe dem Genius auf seinem Wege ehrfürchtig zu folgen.

Den Weimar-Festspielen habe er die Aufgabe zugewiesen, die klassische Kunst zu pflegen. Dabei verwies der Reichsjugendführer auf die engen Beziehungen der Goetheschen Gedankenwelt zu unserer Erziehungsgemeinschaft. In den Reichstheatertagen der Hitlerjugend, im vergangenen Jahr in Bochum und in diesem Jahr in Hamburg, besitze die HJ eine Einrichtung, wie sie keine andere in der Welt ausschließlich dem zeitgenössischen Drama Ausdruck geben soll. Dann sprach der Reichsjugendführer über Sprache, Dichtung und diee musikalischen Kräfte unserer Zeit. Er wies auf die führende Rolle von Musik und Baukunst hin und erklärte dann: „Aber ist die Dichtung eine geringere Kunst? „Was aber bleibet, stiften die Dichter", singt Hölderlin. Und verdanken wir nicht wirklich den Dichtern mehr noch als den Historikern die Kenntnis oder besser Erkenntnis der großen handelnden Persönlichkeiten des geschichtlichen Geschehens? Was wüßten wir außer dem Ereignis vom Wesen der Befreiungskriege ohne die schier erschütternde Gewalt einer Sprache eines Ernst Moritz Arndt? In dieser Zeit der rassischen Erkenntnisse dürfen wir über der Erforschung der Menschen unseres Blutes nicht die Sprache vergessen. Gewiß, sie kann auch von den Fremdrassigen erlernt werden, aber im tiefsten Sinne des Wortes deutsch reden kann nur ein Deutscher. Unsere Sprache ist ein Rassenmerkmal. Wir müssen diese Sprache heilig halten, verdanken wir doch ihr und nur ihr allein die deutsche Wiedergeburt, denn die nationalsozialistische Erhebung kann für sich den stolzen Satz in Anspruch nehmen: Im Anfang war das Wort. Sie besaß keine andere Waffe.

„Das deutsche Volk der Dichter und Denker hat sich zur Nation der Dichter und Soldaten gewandelt. Unser Volk trägt in seinen Sprichwörtern ewige Weisheit", so fuhr von Schirach fort. „Ich will mit diesem oder jenem deutsch reden, heißt es im Volk. Das heißt soviel, als ich will ihm rückhaltlos die Wahrheit sagen. Ach, redeten wir Deutsche doch immer deutsch! Im Volk allein ist unsere Sprache rein erhalten geblieben, denn Adolf Hitler spricht nicht die Sprache der Kaufleute, Justizbeamten oder Steuerbehörden, sondern die Sprache des Volkes. Wie furchtbar, daß wir von einer Amtssprache reden und damit eine geschraubte, ja überdrehte Ausdrucksweise meinen, die im Volk mit Recht verspottet wird." „Leider versuchen sich an unserer Sprache Vereine und Gesellschaften aller Art, die solche Worte und Begriffe, die wir längst in unseren Sprachschatz aufgenommen oder, wie es heißt, eingedeutscht haben, wieder herausdeutschen wollen. Sie bleiben nicht dabei stehen, daß sie das Wort „Garant" durch „Gewährleister" oder „Sicherheitsverbürger" ersetzt haben wollen, nein, sie erklären unsere Nase zum „Gesichtserker" und unseren „Revolver" zum „Drehpuffer". Die Pflege unserer Sprache beginnt nicht mit dem Buchstaben!"

„Es hängt gegenwärtig alles", so fuhr dann der Reichsjugendführer fort, „davon ab, daß wir uns hervorragende Facharbeiter für alle geistigen und körperlichen Berufe heranziehen. Wir wollen aber durchaus nicht, daß unser musisches Leben durch diese Entwicklung auch nur die geringste Beschränkung erfährt. Die Freude an unserer deutschen Kunst und die Fähigkeit, von Tönen, Worten, Bildern oder Bauten ergriffen zu werden, ist uns Deutschen durch die besondere Gnade der Gottheit geschenkt. Das wird uns täglich stärker bewußt. Die deutsche Sprache prägte den Begriff der Staatskunst, ein Begriff, der heute lebendig geworden ist. In der Fülle der geschichtlichen Gestalten unseres Volkes sind vor allem diejenigen dem Volke ans Herz gewachsen, die in ihrem Wesen künstlerische Züge erkennen lassen. Weil wir Deutsche sind, können wir uns mit amusischen Erscheinungen auf die Dauer nicht befreunden. In diesem Zusammenhang verwies er auf Friedrich den Großen, dessen Flötenspiel wir ebenso liebten wie seine einzigartigen Erfolge im Frieden und im Krieg. Das Gemütliche gehört zu uns wie das Heldische. Ich meine nicht die Gemütlichkeit, der die trunkenen Kegelbrüder ein dreifaches Profit singen, sondern jene, von der Fichte sagt, daß sie allein unsere Siege erkämpft. Wir Deutschen erkennen die nationalsozialistische Revolution als die Erhebung des deutschen Gemüts gegen die Willkür des kalten Intellekts." Das Bekenntnis des Reichsjugendführers zum musischen Lenken und zur Unvergänglichkeit unserer Sprache klang in einer Bejahung des Werdens und Vergehens unserer Natur aus. „Wer sich im Leben des Waldes langweilt, weil es dort kein Kino und keine Tanzbar gibt, zählt nur seinem Reisepaß nach zu unserem Volke. Wir lieben unsere Erde, verflucht, wer sie nicht liebt, gesegnet, wer ihr dient. Gewiß, wir haben in den Städten unsere Pflicht zu erfüllen, aber dort, wo die Natur nicht um uns ist, muß uns wenigstens die Sehnsucht nach ihr erfüllen. Wenn wir in unserer Heimat wandern, wandern wir zu uns selbst. Und auch hier in Weimar suchen wir in den großen Werken der Söhne dieser Heimat nichts anderes als unsere, Deutschlands unsterbliche Seele, die Seele unseres Blutes und unserer Sprache, unsere Landschaft und unsere Kunst."

Die Worte des Reichsjugendführers über die stolzen Aufgaben der Hitlerjugend fanden bei den versammelten **Führern der jungen Generation tosenden Widerhall.**

Ein Luftballonaufstieg in Bromberg im Jahre 1795.

Der nachstehende Aufsatz wurde auf Grund eines Aktenstückes im Posener Staatsarchiv (Bromberger Stadtakten C 162) geschrieben und zum ersten Mal in der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande" (Jahrgang 9, Heft 7) veröffentlicht.

Es wird gewiß nicht wenige geben, denen zunächst die Behauptung, daß schon im Jahre 1795 in der Brahestadt ein Luftballon aufgestiegen sei, etwas merkwürdig vorkommt; mir ist es wenigstens so gegangen. Und doch ist es Tatsache. Leider hat sich auch ein Unglücksfall dabei zugetragen, wenn auch Menschenleben glücklicherweise nicht zu beklagen waren.

Der Mann, der das Schauspiel in Szene setzte, war Johann Germeyer. Er stammte aus Worms, wo er im Jahre des Hubertusburger Friedens geboren war. Schon 1784 hatte er in Düsseldorf zum ersten Male öffentlich einen Ballon aufsteigen lassen. 1786 war er Soldat geworden und hatte es beim Regiment von Mosch in Graudenz bis zum Unteroffizier gebracht. In Graudenz, Culm und Schwetz hatte er wiederholt mit gutem Erfolg und zur Ergötzung des Publikums gegen Entgelt das Schauspiel wiederholt. Auf diese Weise gelang es ihm, den kärglichen Sold etwas zu erhöhen und für seine Frau und seine beiden Kinder ein erträgliches Dasein zu schaffen. Seine Vorgesetzten waren ihm wohlgesinnt, insbesondere auch der Generalmajor von Mosch, und so erteilte ihm sein Kompaniechef bereitwilligst Urlaub in die kleinen Städte, in denen er sich auch zur Anfertigung von Schattenrissen anbot.

Dieser Johann Germeyer kam also am 3. August 1795 nach Bromberg, nahm im Gasthause „Der Hirsch" Wohnung und machte alsbald folgendes bekannt:

„Avertissement von einer Aerostatischen Maschine oder Luft Ballon.

Die Aerostatische Maschinen haben seit ihrer Erfindung viel Vergnügen und Unterhaltung in der Gesellschaft gemacht und Beifall gefunden.

Endesgenannter, welcher schon viele mit glücklichem Erfolg aufsteigen laßen und mit verschiedenen Attesten von hohen Herrschaften versehen ist, hat sich unterstanden, dem resp. Publico eine dergleichen Maschine zu zeigen und wird also mit gnädigster Erlaubniß hiesiger Hohen Obrigkeyten Sonntag, als den 9. d. M., in dem Königl. Remisen Hofe, Abends 6 Uhr einen Luft Ballon von 24 Fuß hoch und 70 Fuß im Umkreise aufsteigen lassen.

Er verspricht sich einen sehr zahlreichen Zuspruch, da er sich schmeichelt, daß das schöne Ansehen eines dergl. in der Höhe schwebenden Luft Körpers jeden Zuschauer vergnügen werde.

Sämtl. resp. Zuschauer haben vor andern den Vorteil, die Füllung des Ballons mit ansehen zu können.

Die Person zahlt 1. Platz 8 ggr.
„ „ „ 2. „ 4 „
„ „ „ 3. „ 2 „

Bilets sind in seinem Logis bei der Wittwe Grunewald und an der Einnahme zu haben.

Desgleichen Silouettieret er auch auf eine accurate Art in Lebensgröße en familie und auch auf Elfenbein und verspricht die prompte Bedienung.

Germeyer."

Vorschriftsmäßig hatte er sich bei dem Polizeibürgermeister Radzibor gemeldet, und ersuchte von ihm auf Grund beigebrachter Zeugnisse, daß er in andern Städten mit gutem Erfolg tätig gewesen sei, die Erlaubnis zu erhalten, auch in Bromberg gegen Eintrittsgeld einen Ballon aufsteigen zu lassen. Am Sonntag, dem 9. August, wollte nun Germeyer sein Vorhaben ausführen, und zwar „im Remisenhofe des Vorwerks Grostwo". Aber er hatte hier die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Kommerzienrat Puhan, der Besitzer, — genauer wohl der Pächter von Grostwo, protestierte dagegen mit dem Hinweis darauf, daß an den mit Holz und Stroh gedeckten Scheunen und Häusern der Umwohnenden Feuer entstehen könnte, wenn auch vielleicht nicht durch den Ballon, so doch durch das Tabakrauchen der Zuschauenden.

Germeyer erklärte, es sei ganz ohne Gefahr, er komme für Schaden auf, und es sei ihm auch die Erlaubnis vom Bürgermeister Radzibor und dem Kriegsrat Triest erteilt worden.

Trotz aller Gegenvorstellungen blieb aber Puhan bei seiner Weigerung: Grostwo sei kein städtisches, sondern ein Kämmerei-Vorwerk, und daher habe er allein hier die Genehmigung zu erteilen oder zu versagen.

So blieb denn dem Johann Germeyer nichts anderes übrig, als sich einen anderen Platz zu suchen; er ließ nun den fertigen Ballon nach dem Königlichen Kornmagazin bringen. Dort sammelte sich denn auch eine große Menschenmenge, u. a. auch fast das ganze Offizierskorps der Bromberger Garnison. Ein Unteroffizier und sechs Mann übernahmen die Sorge für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Das war bei dem starken Gedränge unbedingt nötig. Aber der Ballon hatte schon bei dem Transport von Grostwo nach dem Kornmagazin Schaden gelitten. Die entstandenen Löcher suchte Germeyer möglichst gut zu verkleben, leider nicht mit dem gewünschten Erfolg, wie sich gleich zeigen sollte.

In der Mitte des Ballons befand sich nämlich ein gefüllter Korb, der beim Aufstieg angezündet wurde. „Kaum war dieser Feuerball", so erzählt ein Augenzeuge, „über die Seitenflügel des Königlichen Magazins hinweg, so brannte er, da er nur aus Papier bestand, in der Luft in Stücken, und der ganze Feuerkorb fiel auf das Gottschalcksche Gartenhaus, welches sogleich in Flammen aufging."

Der Schaden war nicht gering. Außer dem Brande des Hauses des Konditors Gottschalck verlor ein Mieter, der Buhnenmeister Gehrke, sein ganzes Mobiliar, und im Garten des Rendanten Teschendorff wurde durch Leute, welche beim Löschen helfen wollten, vieles zertreten. Die Geschädigten machten Ansprüche auf Schadenersatz und hielten sich zunächst an den Unteroffizier Germeyer. Sie ließen ihn verhaften. Er erklärte zu Protokoll, er habe die beim Transport oder durch das Drängen des Publikums entstandenen Löcher sorgfältig verklebt, „die doch bey der Steigung des Ballons auseinander gegangen sein müssen, und dieses ist die einzige Ursache, warum das Unglück arrivierte". Er bat, nicht ans Regiment zurückgeschickt zu werden; ihn treffe keine Schuld. Er möchte aber gerne einen zweiten Ballon auf freiem Felde aufsteigen lassen, um durch den Erlös zur Bezahlung der durch das Unglück entstandenen Kosten beitragen zu können.

Aber darauf ließen sich die Bromberger doch nicht ein. Die Geschädigten bestanden auf Rücksendung Germeyers ans Regiment und baten, eventuelles Vermögen des Unteroffiziers gleich zu ihrer Sicherheit mit Beschlag zu legen.

Vor allem aber beklagte sich der Rendant Teschendorff über die Polizei-Verwaltung, die durch Genehmigung des Aufsteigens eine Gefahr für die ganze Stadt heraufbeschworen hätte. Dabei schriebe die Kabinettsorder vom 21. April 1794 vor, „bei fiscalscher Ahndung dergleichen Leute nicht einmal zu dulden, vielweniger zu erlauben, ein dergleichen gefahrvolles Unternehmen zu vollziehen", und ein Direktorialreskript vom 22. Mai 1781 „verpflichtet den Dirigens bey Cassation zur besonderen Aufsicht über dergleichen Schauspiele."

So wurde denn auch eine Untersuchung eingeleitet, wer die Erlaubnis erteilt habe und ob der Bürgermeister Radzibor ersatzpflichtig sei. Es wurde darauf hingewiesen, daß dieser Ballon nicht mit Gas gefüllt gewesen sei, „vor denen eine Gefahr nicht zu befürchten wäre", sondern einer mit verdünnter Luft, dem „wirkliches Feuer" mitgegeben werden mußte.

Radzibor äußerte zu der Beschwerde Teschendorffs: Germeyer habe sich bei ihm zwar gemeldet und Zeugnisse vorgezeigt, aber die Erlaubnis zum Aufsteigenlassen eines Ballons habe er gar nicht erbeten und sie auch nicht von ihm erhalten.

Er habe erst am Sonntag in der Stadt aus dem Gerede der Leute gehört, daß auf dem Remisenhofe ein Ballon aufsteigen werde, aber dieser liege ja auf „Amts-Grunde und Jurisdiktion". Deshalb habe er sich nicht darum gekümmert. Es sei ja möglich, daß der Kriegsrat Triest „als Inspekteur des Magazins" die Erlaubnis erteilt habe oder der Kommandeur der Garnison, da ja auch die militärische Wache von einem Unteroffizier und sechs Mann zugegen gewesen sei.

Außerdem sei der dem Teschendorff erwachsene Schaden nur gering, ihm seien doch nur ein paar Metzen Hirse Aussaat und etwas Kartoffelkraut zertreten worden, sonst habe er keinen Verlust. Auch in anderen Punkten sei die Beschwerde stark übertrieben. „Absichtlich hat der p. Teschendorff durch diese unbegründete und übertriebene Verläumdung und seine vorschnell und ordnungswidrig abgeschickten Berichte nur wohl zeigen wollen, daß er schreiben und denunzieren könne."

Diese Leidenschaftlichkeit macht den Herrn Bürgermeister etwas verdächtig, und die Cammer-Justiz-Deputation entschied am 5. November 1796 auch zu seinen Ungunsten. Radzibor sollte als Entschädigung zahlen an Teschendorff 13 Thlr., an Gottschalk 154 Thlr. 12 ggr., an Gehrke 97 Thlr. 16 ggr. 6 Pf.; dazu 5 Prozent Zinsen vom Tage des Erkenntnisses an. Ferner wurden ihm die Kosten des Rechtsstreites auferlegt und ihm von seiner vorgesetzten Behörde noch ein besonderes Disziplinarverfahren in Aussicht gestellt „behufs der von ihm durch das im sothanen Proceß zur Sprache gekommene Dienst-Benehmen verwürckten Ahndung".

Hiergegen legte zwar der Verurteilte das remedium appellationis ein, aber wir dürfen wohl annehmen, daß ihm auch das nicht viel geholfen hat, zumal der Minister Freiherr von Schroetter, an den sich die Kläger zwecks Beschleunigung des Verfahrens gewandt hatten, entschieden Stellung zugunsten der Geschädigten nahm. Friedrich Koch.

Bei den Sudetendeutschen gibt es Mädchen-Arbeitslager.

In der Nähe von Karlsbad befindet sich ein kleines Dörfchen: Donawitz. Dort ist eines der sudetendeutschen Mädchen-Arbeitslager untergebracht. Wenn wir uns nach dem Hause durgchefragt haben, in dem sich das Lager befindet, sehen wir schon von weitem ein fröhliches Treiben auf dem Hofe des betreffenden Hauses. Nahezu die gesamte Dorfjugend hat sich dort zusammengefunden bei Spiel und allerhand Unterhaltung. Vor allem die vorschulpflichtigen Kinder sind stetige Gäste dieses „Kindergartens". Hier lernen sie einfache Handfertigkeiten, Lieder, Spiele, Reigen. Die Mütter aber sind froh, daß ihnen die Sorge um ihre Kinder abgenommen wird, daß sie sich deswegen viel ungestörter ihrer Haus- und Feldarbeit hingeben können. Es ist ein nahezu vollständig leerstehendes Bauernhaus, das dem Lager zur Verfügung steht. Im Erdgeschoß ist ein Aufenthaltsraum untergebracht, anschließend befindet sich der große Herd, auf dem das gemeinsame Abendbrot gekocht wird. Das Mittagessen wird bei den Bauern eingenommen, bei denen die einzelnen Mädchen arbeiten. Eine Schlafkammer befindet sich ebenfalls unten, zwei im Dachgeschoß.

Vom Bundesbezirk Karlsbad, der Träger dieses Lagers ist, wurde die einfache und schmuen Einrichtung zur Verfügung gestellt, so daß die Räume einen sehr sauberen Eindruck machen. Die Bauern sind zufrieden mit den Mädchen. Natürlich gibt es auch Unterschiede. Denn der eine oder andere hat erwartet, nun eine vollwertige Arbeitskraft zu bekommen; ein Stadtmädchen, das vielleicht nur über die Zeit des Urlaubes in den Arbeitsdienst gegangen ist, kann aber nicht als eingearbeitete Arbeitskraft angesehen werden. Sie muq sich erst in den ganzen Betrieb einleben. Aber die Mädchen, die länger beim Bauern bleiben, werden in alle Arbeiten eingeführt. Mit Stolz erzählt die eine, daß sie das Melken schon gelernt habe. Wie sehr die Mädchen in ihrer Arbeit aufgehen, geht daraus hervor, daß sie nur noch von „unserem Kälbchen", „unserem Acker" usw. sprechen. So lernen sich Bauern und Städter kennen und finden zueinander. Und so wie dies in Donawitz ist, so ist es auch an vielen anderen Orten unseres Siedlungsgebietes. Bald wird es keine Landschaft geben, in der nicht ein Mädchen-Arbeitslager in Betrieb ist.

Das nördlichste Arbeitsdienstlager der Welt

liegt nicht in Schleswig-Holstein oder Norwegen oder Schweden, sondern in Island in Isafjord. Ludvig Gudmundsson, ein isländischer Realschuldirektor hat sich schon seit vielen Jahren darum bemüht, in Island für den Arbeitsdienst der Jugend Interesse zu wecken. Er ging von dem Gedanken der körperlichen Ertüchtigung und der charakterlichen Erziehung aus. Er glaubte sie in einem freiwilligen oder pflichtmäßigen Arbeitsdienst am besten verwirklichen zu können, zumal Island keine Wehrpflicht kennt. Bereits im Jahre 1916 fand eine Volksabstimmung auf Island über die Frage des Arbeitsdienstes statt. Sie erbrachte eine glatte Ablehnung. In den letzten Jahren hat Gudmundsson jedoch in der Jugend immer mehr Anhänger und bei der Regierung immer mehr Verständnis gefunden, so daß er in der Hauptstadt Islands Reykjavik und in Isafjord je ein Arbeitsdienstlager errichten konnte.